

Kathrin

von **Katrin Morgenroth**

Ein Auszug aus der Diplomarbeit

Nomadengut. Vier Portraits und ihre Poetik

Entstanden 2010 im Studiengang
Kulturwissenschaften und Ästhetische Praxis.

Betreut von Herr Dr. Hanns-Josef Ortheil und Frau Annett Gröschner
am Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft
an der Stiftung Universität Hildesheim.

Kontakt: kmorgi@trillke.net

„Meine Heimat ist im Wagen und meine Verortung ist in der Kommunikation.“

[Weitsche, auf einem Bauernhof, 12. bis 16. Mai 2010]

12. Mai 2010. Die Tür steht offen. „Hallo! Komm rein, komm rein!“, ruft Kathrin mit lauter, munterer Stimme aus ihrem rotbraunen Möbelumzugshänger mit der Aufschrift *Kunstnomadin – Atelier – Galerie* heraus und winkt kräftig mit ihrer schmalen, rechten Hand. Egal wer draußen steht – jeder darf hinein. Vorbei muss er nur an ihrem Hund Alexej, aber der knurrt selten. Der Wagen ist Kathrins Heim, ein Heim bestehend aus zwölf Quadratmetern.

Im Innenraum leuchten die Farben. Grelle, gemusterte Stoffe und allerlei Geknüpft-, Gehäkelt- und Gestricktes schmücken die Wände und von der Decke baumeln, bimmeln und bammeln Papierballons, Glöckchen und Tücher. Von der Holzverkleidung des antiken Anhängers aus dem Baujahr 1949 ist kaum noch etwas zu sehen, jede freie Fläche ist beklebt und bepint. Eine Weltkarte ist neben einem Poster von Zugvögeln aufgespannt, Postkarten, Zeichnungen und Gedichte ergänzen das bunte Sammelsurium. Zur Inneneinrichtung gehören ein Ofen, drei Regale für Lebensmittel, Gewürze, Geschirr und zwei für Bücher und Ordner, eine Spülschüssel mit Abfluss zu einer Mini-Schilfkläranlage, ein Zwei-Flammen-Gaskocher mit Flasche, ein Tischlein, zwei Sitzbänke, eine Glühlampe, ein Regler und Umwandler für Solarstrom und mehrere Wasserkanister. Gegenüber vom Eingang, an der hintersten Wand steht Kathrins Bett, unter dem sich, verborgen von einer Decke, Kunst und Kisten stapeln. Braucht jemand etwas, wird sie sofort allerlei Praktisches finden: Gaffa, Kreide, eine Isoliermatte, eine Wärmflasche, ein Akkordeon.

„Möchtest du einen Tee? Hast du schon gegessen?“, ist das erste, was sie fragt und sie fragt es mehrere Menschen mehrmals am Tag. Sie gibt schneller, als man sich zu fragen traut. Hat man Hunger, verschwindet sie sofort und kommt bald mit einem gefüllten Topf wieder.

Kathrin ist achtunddreißig. Das lange, dünne Haar fällt unter der roten, grob gestrickten Mütze auf die dunkle Fleecejacke, in der sich Pflanzensamen verfangen haben. Ihre Augen sind groß und blicken neugierig, ihr Mund hat schon viel gelacht, ihre Hände bewegen sich flink

und geschmeidig.

Vor vier Jahren hat sie ihre Diplomprüfung an der *Hochschule für Bildende Künste* in Hamburg abgelegt, die vorangegangenen vierzehn Jahre wurden vom Studium an verschiedenen Universitäten und Akademien in Deutschland gerahmt. Zwischen die Studienphasen von Slawistik, klassischer Ärchologie, Kunstpädagogik, Philosophie, Kunstgeschichte und Bildender Kunst mischen sich lange Reisen nach Afrika, Russland, Ost- und Westeuropa, China und Taiwan. „Beginn nomadischer Lebensweise“ ist im Jahr 1995 in ihrem Lebenslauf verzeichnet; zu dieser Zeit hat sie ihren Anhänger gekauft und zur Wohnung und zum Arbeitsplatz in wechselnden Städten gemacht.

„Das viele Reisen hat mich am Anfang zerrissen, ich war in einem Jahr in Nordafrika, in Amerika und dann noch dort und hier Freunde besuchen und das ging alles so zackzack. Da hab ich gemerkt, ich brauch irgendwas, was Kontinuität hat. Und dann wollt ich, dass die Art, wie ich wohne, eine Form hat wie auf Reisen, damit ich auch im Alltag wie auf Reisen leben kann. Und da kam die Idee mit diesem Wagen und den hab ich mir dann auch ziemlich schnell geholt und ausgebaut und war damit dann total glücklich. Weil das is irgendwie ein ganz kleiner Raum und es ist nah an den Menschen und an der Natur und einfach, ein bisschen wie Camping – was man halt so auf der Reise erlebt. Aber ich hab so einen festen Ort für mich, der auf mich wartet, wenn ich weg bin und wenn ich wiederkomm, dann is das der gleiche Ort.

Und das ging dann fünf Jahre lang ganz gut und dann hab ich gemerkt: Nein, das ist es immer noch nicht. Ich möchte eigentlich, dass dieser Wagen mit mir geht. Und dann kam die Idee mit dem Laster. Ich hab dann diesen alten Laster gefunden, in dem jetzt meine reisende Kunstaussstellung ist und hab den Wagen dann zum ersten Mal mitgenommen bis nach Berlin, später dann nach Frankreich. Und dann hab ich so gemerkt: Der Wagen und der Ort, wo er gerade steht, bedeuten für mich Zuhause und nicht der Ort an sich oder die Landschaft.“

Zuhause ist seit einer Woche eine Wiese auf einem Bauernhof in Weitsche, einem Dorf im niedersächsischen Wendland. Gänse laufen schnatternd und keifend mit ihren Jungen herum,

der Hahn entwischt immer wieder aus seinem Gehege, Kaninchen knabbern in ihrem Stall trockenes Brot, zwei Ponys jagen in wildem Tempo über ihre Koppel. Der kleinfamiliäre Wanderzirkus *Siola* hat sein blaues Zelt und seine gelben Wagen aufgestellt, ein Zirkusschwein lehnt mit den Vorderhufen auf einer Zaunslatte und glotzt herüber. Die Manegenhunde kläffen, die Tauben flattern.

„Don't cry for me Argentina“ schallt in einer billig produzierten Coverversion in Endlosschleife aus der Anlage, denn Clown und Äquilibrist Micha bereitet seine Show vor. Er übt massive Holzstühle auf seinem Kinn zu balancieren. Seine Mutter Emmy, 63 Jahre alt, lässt züngelnde Flammen in ihrem Mund verschwinden und speit danach Feuer. Sie spuckt aus: „Ekelhaft schmeckt das, das Benzin, das ist wirklich ekelhaft. Ich hatte ja mal eins, das war ganz gut, das hatte so einen Geschmack, irgendwie parfümiert war das, aber das hier ist wirklich ekelhaft.“

Der hagere Ungar Imre, Fakir und Ehemann von Emmy, spaziert gemächlich auf dem Platz herum, erkundigt sich mit freundlichem Blick, gebrochenem Deutsch und zaghafter Stimme nach dem Befinden und spaßt mit den Leuten. Dann geht er den Leuten zur Hand, die gerade eine pompöse Komposttoilette installieren; mit samtig rotem Vorhang, der sich bei Wind leicht hebt.

Drei weitere Busse stehen noch auf dem Platz, die dem Trapezkunst- und Lufttanztheater-Trio und zwei Frauen gehören, die Massagen, Yoga und Heilzeremonien anbieten und abends ein Feuer in der Mitte des Platzes schüren, wo marokkanischer Tee zu Reisegeschichten kredenzt wird. Ein kleines Campingzelt hat Kathrin für eine befreundete reisende Musikerin hinter ihrem Wagen aufgebaut, ein großes Zelt hat sie sich geliehen und für alle mit einer improvisierten Küche ausgestattet. Sie hat an alles gedacht: Die Wasserkanister sind gefüllt, eine Schüssel ist für den Abwasch, eine andere für die Körperhygiene reserviert, ökologisch abbaubare Seife und Zahnpasta stehen für alle bereit, Hirse und Reis ist auf Vorrat in Fünf-Kilo-Säcken eingekauft, Aufstriche und Marmelade mit Biosiegel, Gemüse, Obst, Gewürze und Tee sind in einer Kiste verstaut, die Abfalleimer sind nach dem Mülltrennungsverfahren beschriftet. Jeder darf sich bedienen, Lebensmittel nachfüllen oder aber in eine Essenskasse einen Betrag

nach eigenem Ermessen einzahlen.

Sechzehn Tage wird Kathrin hier bleiben und sich und ihre zwei Wägen als Gesamtkunstwerk *Kunstnomadin* ausstellen. Sie ist damit ein Programmpunkt der *Kulturellen Landpartie*, einem aus der Anti-Atomkraft-Bewegung hervorgegangenem Festival, das jedes Jahr zwischen Himmelfahrt und Pfingsten an einer Vielzahl von Höfen im Wendland stattfindet. Unter dem Titel *Kulturelle Landstreicherei am Wandernden Wunderpunkt* hat sie sieben reisende Künstlerinnen eingeladen und mit den Einzelnen eine Gesprächsreihe zusammengestellt, die sich mit der Verbindung von Kunstschaffen und Reisen beschäftigt. Die Organisationsarbeit war herausfordernd. Denn Kathrin hat zwar einen Laptop, aber auf ihrem derzeitigen Stellplatz, einer brachliegenden Fläche in Hamburg-Wilhelmsburg, kein Internet. Ebenso wie fürs Wäschewaschen, Duschen, Festnetz-Telefonieren und Postempfangen ist sie auf Freunde, gastfreundliche Menschen oder öffentliche Einrichtungen angewiesen.

„Ich brauch durch den Wagen ein sehr gutes soziales Netz. Ich muss ja zum Beispiel jeden Tag irgendwo Wasser holen oder manchmal brauch ich auch Hilfe mit dem Wagen. Diese ganzen Kontakte bau ich immer wieder neu auf, an jedem Ort vernetze ich mich neu und schaue: Wie läuft das hier? Wo kann ich denn hier jemanden fragen zum Waschen oder so? Das ist wie ein festes Netz, was man hat, wenn man sesshaft ist. Und das verliert sich dann auch wieder und manches bleibt davon. Also ich hab sozusagen viele verschiedene kleine Heimaten mir geschaffen, dadurch dass ich so längere Zeit wo bin.“

Kathrin hat Migräne, aber man merkt es ihr nicht an. Schon morgens hört man ihr helles, lautes Lachen, wenn sie im Küchenzelt mit dem Geschirr klappert und einen großen Topf voll Hirse und Tee zubereitet. Sie geht über den Platz, scherzt und lädt zum Frühstück ein. Die hungrigen PlatzbewohnerInnen sammeln sich an der Feuerstelle, eingewickelt in Decken, denn es sind nur zehn Grad. Während Kathrin die Kelle schwingt und Hirseberge auf die Teller verteilt, erzählt die Schattentheaterspielerin von ihren dramatischen Exmännerträumen und die Masseurin bewegt sich gebückt auf einer Kreisbahn um die Sitzenden, mit einem Bund getrockneten Thymians über den Boden kehrend. Während sie ihren energetischen Kreis zieht,

gibt sie beiläufig einen Hinweis zur Deutung des Traumes.

Als leichter Sprühregen zu fallen beginnt, ziehen alle in Kathrins Wagen um. Eine ihrer Freundinnen hat darin geschlafen, während sie selbst mit ihrem Hund im Fahrerraum ihres Ausstellungswagens genächtigt hat.

Zwei Stunden später, als das erste Künstlerinnengespräch stattfindet, ist der Raum vollgepfropft mit BesucherInnen. Fünfzehn Leute platzieren sich eng aneinander geschmiegt auf Bänke und Hocker. Kathrin hat ihre alte Hose abgelegt, bei der der Reißverschluss von einer Sicherheitsnadel zusammengehalten wird, und trägt nun rot und schwarz und eine Weste, die auf der Rückseite den Schriftzug *Kunstnomadin* trägt. Neugierige Blicke wandern im Wagen umher. Kathrin bietet frisch aufgegossenen Tee und Mandeln an.

„Darf ich vorstellen: Das ist der Wagen, in dem ich schon seit fünfzehn Jahren lebe. Und der ist ein kleines Ökosystem in sich, denn oben ist eine Solarzelle und dann hab ich hier mein Solarlicht. Im Winter natürlich weniger, das heißt, mein Leben ist schon sehr davon bestimmt, wie viel die Sonne scheint, ob Sommer ist oder Winter. Und im Winter kann es schon sein, dass die Energie ausgeht. Wenn der Strom zu Ende ist, ist er zu Ende, dann kommt nichts mehr – auch wenn ich dann gerade etwas Wichtiges schreiben will. Und das finde ich eine ganz wichtige Erfahrung, dass das, was ich habe oder mir zur Verfügung steht, das ist auch begrenzt und hängt mit dem Kreislauf der Natur zusammen. Und dadurch muss man auch anders planen. Also im Winter, wenn ich ein paar Tage wegfahre, muss ich vorher immer ein bisschen aufpassen und das Wasser zum Beispiel in Töpfe tun. Denn wenn ich dann heimkomm, ist alles gefroren und aus einem Kanister bekommt man das Wasser dann nicht mehr raus. Im Topf aber kann man das Wasser erwärmen.

Und mit dem Wagen bin ich auch unterwegs. Also ich hab ja noch den Laster, in dem hab ich meine reisende Kunstaussstellung und an den häng ich dann den Wagen ran und kann dann mit dem fahren. Meist bin ich in Städten und da bleib ich dann auch so ein bis drei Jahre. Und von da aus bin ich dann auch unterwegs und mach

dann meine Kunstaussstellung im öffentlichen Raum, so im Umkreis von fünfzig Kilometern.

Und diese Wägen sind eben ein Faktor, warum ich Kunstnomadin heiß. Als Nomadin hab ich alles dabei. Ich hab meinen Arbeitsort dabei, hab meine ganzen Arbeitsmaterialien dabei und so das, was ich zum Leben brauche. Immer, wo ich grade bin. Also ich könnte hier jetzt auch einfach bleiben und dann hier arbeiten und mit irgendwas anfangen. Also es gibt für mich jetzt keinen festen Ort, keinen Fixpunkt außer diesem Wagenrahmen.

Diese zwei Wägen sind zwar eine Struktur, die ich mitnehme, aber ich hab auch gemerkt, dass sie mich sehr bestimmen. Das heißt, die Wege, die ich geh, die haben eigentlich so ein Ziel, aber eigentlich bestimmen diese Wägen den Weg sehr mit.

2001 wollte ich zum Beispiel mein Diplom in Freier Kunst machen und wollte dann nach Hamburg. Aber da kam mein Hänger nicht durch den TÜV und sie haben gesagt: ‚Sie müssen unbedingt ihre Bremsen machen.‘ Und dann hab ich angefangen, meine Bremsen aufzumachen und zu richten und dann kam da so ein Dichtungsring raus. Und da sagte schon der Mann, der mir geholfen hat: ‚Oh, der wird uns Probleme machen!‘ Und der machte mir dann Probleme eineinhalb Jahre lang. Eineinhalb Jahre hab ich da so rumgesucht, bis ich dieses Ersatzteil gefunden hab, weil dieser Wagen ist ja so ein altes Modell. Und ich stand dann rum in Frankfurt am Main und das war dazu dann auch noch ein grausliger Platz hinter so nem Parkcenter, also es war alles andere als nen angenehmer Platz. Und diese Zeit da, das hat viel geklärt. Also das das eben nicht passiert, dass alles so dolle und schön ist und Spaß macht und die große Reise ist.

Was ich damit sagen will: Das Nomadische heißt eben auch, da, wo ich eben gelandet bin, da auch wirklich zu sein und ich mach aus dem, was um mich ist, das Allerbeste für mich und für die anderen.

Wenn ich mit Leuten spreche, dann kommt ganz oft: ‚O, ganz toll, immer auf Reisen! Ich wollte auch schon immer! Du trägst was in dir, was ich mir total wünsche!‘ Also man wird so Träger von ganz vielen Träumen von anderen Leuten

oder Projektionsfläche. Und viele Leute sind sehr interessiert an der Art, wie ich lebe und sind sehr gastfreundlich und laden mich zum Duschen ein oder so. Und andererseits begegnet mir auch ganz viel Misstrauen. Wenn ich wo auftauche, muss ich immer erst mal ganz viele Ängste abbauen, als wäre ich schmutzig und laut. Also mal Fenster und Türen zu, jetzt kommt die Nomadin! Da kommen so ganz alte Ängste hoch, Zigeunerängste, Ängste gegen alle, die irgendwie Außenseiter sind, gegen Migranten. Wie geht man mit Leuten um, die außen stehen, die neu dazu kommen, die kein Zuhause, keinen Fixpunkt haben? Wehrt man sich oder hat man so ein Bewusstsein von: Wir leben zusammen, das ist unsere gemeinsame Erde?

Und an sich merk ich immer wieder, dass ich mit meiner Lebensform total Gegenentwurf bin zu dem, was gelebt wird. Denn Nomaden sind ein Gegenentwurf zu Materialismus, Konsum und Reichtum. Weil, wenn man reist, ist es umso besser je weniger man hat.

Das andere ist, was ich empfinde, dass wir gerade eine Sesshaftigkeit und eine Mobilität leben. Und der Nomadismus fällt da total raus. Denn diese Entscheidung, mit dem Wagen unterwegs zu sein, ist auch eine Entscheidung, außerhalb unseres termingerechten, pünktlichen Fahrplans oder Lebensplans zu leben und immer alles mitmachen zu können, flexibel zu sein. Ich bin durch die Wägen total langsam. Wenn ich mir Termine setz, ist das totaler Stress. Denn bis alles in Bewegung kommt und ankommt, das dauert. Und dadurch stell ich mich auch schon ein bisschen außerhalb unserer Gesellschaft, aber zeig eben auch eine andere Möglichkeit. Also weil ich mehr der eigenen Richtung und dem eigenen Rhythmus folge und nicht so viel von außen bestimmt bin.

Und das ist ja auch so ein bisschen das, was ich vermitteln will, wenn ich mit dem Wagen in eine Stadt fahre und dann im öffentlichen Raum meine Ausstellung mache. Also so eine Ruhezone da zu machen und andererseits den öffentlichen Raum zu beleben. Also ich stell mich ja dann einfach irgendwohin und die Leute sind so in ihrem Alltagstrott, wo alles so vorgeschrieben ist: Ich fahr jetzt zum Aldi und dann kommt der Arzttermin und dann hol ich die Kinder ab.

Und dann steht da so ein Laster. Und da sind dann so ganz viele, die dann so fragen: ‚Was machen Sie denn hier? Sammeln sie für Afrika?‘ Das ist dann so der Türöffner. Und glücklicherweise stellen dann manche ihre Alditaschen hin und sagen: ‚Ach, lass doch mal kurz reinschauen.‘ Und manche blättern in den Reisetagebüchern oder lesen sich fest oder geraten ins Träumen. Und dann entstehen da ganz schöne Gespräche.

Es gibt da so einen Ausdruck im Griechischen: Kairos. Das ist das Glück des Augenblicks. Und das möchte ich ein bisschen in unser Leben wieder bringen. Das alles lebendig ist und fließt und nicht unser Leben aus Kommerz und Terminen besteht, sondern aus dem Fluss der Dinge und Begegnungen und Gesprächen.

Und meine Kunst ist vor allem eine Kommunikationsform geworden. Ich zeig zwar meine Bilder oder ich erzähl von meinem Leben und meinen Beobachtungen, aber sie sind auch Anlass, um ins Gespräch zu kommen. Damit die Leute erzählen und ein Miteinander entsteht. Denn im öffentlichen Raum ist sehr wenig Miteinander.“

Kathrin greift hinter sich und holt mehrere kleine Plastiktäschchen hervor, in denen farblich abgestimmte, zusammengerollte Stoffstücke sauberlich angeordnet wurden. *Intimitätstaschen* nennt sie diese Sammlung und als sie erzählt, dass dies Fundstücke aus zwei Jahren Spaziergängen in Hamburg sind, staunen ein paar ältere Frauen ein langes „Ooooooh“. Daraufhin gibt Kathrin ihrer Nebenfrau vergrößerte, laminierte Fotografien in die Hände, auf denen ihr Fahrgespann und die Bremsenreparatur zu sehen ist.

Als die Ersten gehen, springt Kathrin geschwind auf, schnappt sich eine Dose, dankt für das Interesse und bittet die Gäste in klarer und freundlicher Weise um eine Spende, mit dem Verweis, dass allein zehn Euro der Hutkasse an das Organisationsbüro entfallen. Zwölf Euro kommen nach dem ersten Gespräch nur zusammen, bei den kommenden Veranstaltungen landen auch mal Fünf- und Zehneuroscheine in der Dose. Kathrin übernimmt die Grundgebühr für die Veranstaltungen, den Rest der Einnahmen teilt sie mit ihren Gesprächspartnerinnen. Ihre Einkünfte bestehen aus dem Ertrag von insgesamt zwölf Vorträgen, zuzüglich der Spenden, die die BesucherInnen ihrer Ausstellung hinterlassen. Ergänzt wird der Erlös möglicherweise durch den Verkauf eines ihrer ausgestellten Werke.

Im Rest des Jahres finanziert Kathrin sich hauptsächlich durch die Durchführung von Kinder- und Jugendprojekten in den Sommermonaten. Auf Einladung des Vereins *Interkultureller Garten Wilhelmsburg* konzipierte sie im Jahr 2006 für das brachliegende Gelände im Brennpunktstadtteil Hamburg-Wilhelmsburg, auf dem sie mit ihren Wagen lebte, das soziokulturelle Kunstprojekt *Zusammenwachsen*. Dabei wurde in Zusammenarbeit mit Vereinsmitgliedern, Auszubildenden eines Betriebs, Kindergärten, Grundschulen und AnwohnerInnen ein begehbare Stadtmodell von Wilhelmsburg gebaut, das maßstabsgetreu nachbildende mit gestalterischen Elementen vereint. Die Arbeit mit unterschiedlichen Gruppen vor Ort setzt Kathrin seitdem fort und stellt dafür jährlich Förderanträge. Eine kontinuierliche Unterstützung oder Stipendien erhält sie nicht.

„Die Gedanken ums Geld, das ist schon etwas, was zehrt. Aber das ist ja auch bei anderen freischaffenden Künstlern so. Das kennt ja jede Freiberuflerin, dass diese Existenz als Kreativschaffende ne ganz große Gratwanderung ist: Diese Anspannung auszuhalten und trotzdem in so ner Ruhe zu leben, um kreativ sein zu können. Und für mich als Reisende is das dann nochmal doppelt, weil ich manche Sicherheiten auch nicht habe. Und dennoch diese Ruhe zu haben: Auch wenns heute nicht dolle war oder eben dolle war – morgen ist es wieder ganz anders. Und trotzdem is das gut, was ich mache. Oder es ist eben nicht gut oder schlecht, aber es ist einfach stimmig für mich so weiter zu gehen.“

Kathrin plaudert nach dem Ende des Vortrags noch fröhlich und interessiert mit einigen BesucherInnen, die sich gar nicht lösen wollen. Gleich darauf schlüpft sie ins Küchenzelt, wärmt das am Vorabend zubereitete Mittagsgeschicht auf und trommelt ihre Freunde zusammen. Das heitere Mahl im Wagen endet mit Grölen und Applaus, den Clown Micha erntet. Die Frauen, allen voran seine Mutter, hatten ihn unnachgiebig dazu gedrängt, ein Ständchen zu singen. „Nein, Mama, ich kann nicht singen!“, sträubte er sich energisch und ließ sich doch erweichen. Mit zunehmend schmachtendem Blick schmetterte er den Frauen eine Liebesschnulze entgegen.

Alexej liegt währenddessen zu Füßen der Treppe des Lasters und schläft. Es nieselt und die

farbigen Tücher, fotografischen Portraits von chinesischen und russischen Frauen und Kindern, die unter einer Marquise an gespannten Schnüren an einer Seite des Oldtimers befestigt sind, flattern leicht im Wind.

Zwölf Aktenordner liegen auf einem Tapeziertisch aus, daneben ein gemütlicher Stuhl, der zum Verweilen einlädt. Es sind neben Dokumentationen über bisherige Arbeiten vor allem Kathrins Reisetagebücher, in denen Fotografien dominieren, angereichert durch einzelne Verse und Notizen. Motive der Bilder sind vor allem Frauen: Bäuerinnen mit geblühten Kopftuch am Straßenrand beim Verdingen von Gemüse, faltige Alte, ruhende Frauen im Schatten, die in die Ferne blicken. Festgehalten hat Kathrin auch originelle Konstruktionen von Verkaufsständen – Momentaufnahmen der Improvisiertheit und des erfinderischen Geists bei der Organisation des Alltags. Eine kleine Hommage an die Menschen, die sich mit wenig zu helfen wissen. Die Fotoreihe von Fundstücken, verlassenen Objekten im öffentlichen Raum, wie eine herrenlose Rikscha, ein damenloses Schuhpaar, ein großer Sack voller Backwaren spiegelt Kathrins flanierende Bewegung durch Straßen und Gassen wider.

Ein weiterer Ordner ist ein kleines Kaleidoskop nomadischer Themen, er versammelt Texte unter den Rubriken Reise-Philosophie, Reisen der Seele, wandernde Tiere, die Welt der Nomaden, reisende KünstlerInnen, reisende FreundInnen. Eine Reportage über die Tuareg aus der Zeitschrift *Geo* sind darin ebenso wie ein Auszug aus *Tausend Plateaus* von Gilles Deleuze und Félix Guattari.

Seit 2001 setzt sich Kathrin theoretisch mit dem Sujet des Nomadischen auseinander, wovon auch ihr Bücherregal zeugt, auf dem Reiseliteratur und wissenschaftliche Bände von vorwiegend weiblicher Autorschaft stehen.

Auf der anderen Seite des Wagens blättert eine Frau in den Kurzbiographien reisender Frauen, die Kathrin im vergangenen Winter anhand ihres Bücherbestandes zusammengestellt hat. Mehrseitige Texte zu Anna Maria Sibylla Merian, Ida Pfeiffer, Dervla Murphy, Elsa Sophia von Kamphoener, Freya Stark, Lady Mary Wortley Montague, Andrea Zittel und Paula Modersohn-Becker sind nebeneinander aufgeleint.

Der Innenraum des Lasters, dem man über eine Stufenleiter erreicht, gleicht einem

improvisierten musealen Raum en miniature. Bis auf die Holzverkleidung der historischen Werkbänke sind die Wände geweißt, zwei Oberlichtfenster dienen als Lichtquelle. Landschaftsgemälde mit Öl und Aquarell und Fotografien sind in uneinheitlichen Rahmen lose gehängt oder in Schaukästen aufgestellt. Auf einem Zettel ist vermerkt: *Preise werde ich mit Ihnen individuell verhandeln, weil jeder Mensch verschieden viel Geld hat und es für mich wichtig ist, daß meine Kunst einen guten Ort hat.*

Nur der neugierige Gast, der sich traut anzufassen, kann den Inhalt der teilweise leicht geöffneten Schubfächer der Einrichtung erkunden. In manchen von ihnen sind *Intimitätstaschen* zu entdecken. In einer Ecke auf dem Boden liegen aufgeklappt zwei kleine, antike, lederne Reisekoffer. In einem sind Landschaftsbilder gelagert, der andere ist mit Reisemitbringseln aus verschiedenen Ländern befüllt: Grüner Tee aus China, Glasnudeln, ein Stein, ein Fetzen Landkarte mit Ausschnitt Nordafrika / Europa, eine 1000-Lire-Geldnote, Dias, eine Trinkschale, eine *Carte Nomad* für 95 Franc.

Die Videoinstallation ist gerade nicht aktiv, sonst könnte man ein aufgezeichnetes Gespräch zwischen Kathrin und einer reisenden Filmemacherin sehen, die über Gemeinschaftsgärten, Ökodörfer und Guerilla Gardening berichtet. Kathrin kommt herein:

„Meine Kunst hat sich durch das Wagenleben schon verändert: Es ist alles ganz klein geworden, man muss es transportieren können mit dem Laster. Und jedes Mal, wenn ich was Neues mache, denk ich: Was mach ich dann damit? Ich hab ja nur einen Raum, wo ich das lagern kann. Darum bin ich eigentlich auch ganz froh, wenn ich etwas verkaufen kann. Manche Künstlerinnen haben ja Schwierigkeiten ihre Sachen wegzugeben – mir geht das nicht so.“

Ein Kleinkind ist unter den Wagen gekrabbelt, der Vater kniet mit schrägem Kopf und ausgestreckten Händen davor. Kathrin scherzt und fordert lachend ein Passiergeld für das Kleine: „Einmal Durchkrauchen – ein Euro.“

Vereinzelt kommen Menschen zur Ausstellung und schauen auch neugierig zur Tür des Anhängers hinein. Kathrin spricht sie an und erzählt gleichermaßen von sich wie sie die Leute fragt, was sie selbst machen.

Später wirbt sie auf dem Hof für die Schattentheatervorstellung ihrer Freundin. Am Nachmittag schließt sie die Tür des Wohnwagens, weil sie zur Show von Zirkus *Siola* geht. Ein unerwarteter BesucherInnenansturm überrascht die Zirkusfamilie, die sonst meist nur vor einem Dutzend Personen spielt. Das Zelt platzt schon zehn Minuten vor dem Anfang der Aufführung aus allen Nähten und weitere Leute drängeln hinein.

Unwirsch schreit Clown Micha der Zirkusdirektorin zu: „Mama, jetzt mach zu! Da passt keiner mehr rein! Willst du, dass den Leuten das Zelt auf den Kopf fällt!!!“ Die Mutter am Einlass ist überfordert, große, erwartungsvolle Kinderaugen schauen ihr entgegen.

Kathrin springt sofort als Platzanweiserin ein, beschafft sekundenschnell Bierbänke und tauscht sie mit den sperrigen Plastikstühlen. Sie koordiniert die Leute: „Hier können noch zwei stehen, und da hinten auch noch drei an den Rand, wenn Sie ein bisschen zusammenrücken würden. Könntest du vielleicht noch ein Kind mit auf den Schoß nehmen?“ Letztlich bindet sie sogar eine Zeltbahn hoch, um den Innenraum zu erweitern. Und so kann die Vorstellung beginnen.

Nach dem Zirkus kehrt Kathrin zum Ausstellungswagen zurück und unterhält sich mit Vorübergehenden. Wie bereits am Morgen bietet sie am Abend für eine kleine Gruppe Interessierter eine Einführung in den Hawaiianischen Meditationstanz *Kalele* an und bereitet danach, unterstützt durch ein paar helfende Hände, das Abendbrot zu.

Der Kreis der schmausenden KünstlerInnen wird heute von einem rotnasigen jungen Mann und dessen Freundin erweitert, die sich häufig beim *Wandernden Wunderpunkt* aufhalten. Emmy ist gleich hin und weg: „Du kommst das nächste Mal mit in die Manege, die ist ja toll, die rote Nase.“ Er lacht: „Ja, die ist immer so. Ich hab mal einen Winter in einer Laube verbracht und hatte da keinen Ofen. Und die hat aus dem Schlafsack raus geguckt und da ist die angefroren und seitdem ist die rot.“

Kathrin hat dem Pärchen, das in Weitsche zeltet und abends gern die kalten Füße am Feuer wärmt, angeboten, die Küche jederzeit mitzunutzen. Für die Nächte hat sie den beiden Decken und eine Wärmflasche geliehen.

Während die PatzbewohnerInnen im Kreis der Zirkuswägen am Feuer sitzen, die

Straßenmusikerin erst ein Altsaxophon, dann eine Luftpumpe zur Begleitung von Akkordeon und Gitarre bläst, füllt sich der Bauernhof mit BesucherInnen der *Kulturellen Landpartie*. Nach Einbruch der Dunkelheit wehen Klänge zum Feuer herüber und die Instrumente verstummen. Die Artisten des Lufttanztheater-Trios schwingen sich in die Lüfte.

Der Himmel ist grau am Morgen, es regnet Fäden. Der Boden ist aufgeweicht, die Schlammsümpfe dehnen sich aus. Kathrin schwingt sich gut gelaunt geschwind auf ihren Drahtesel, um dem Pärchen Bescheid zu sagen, dass es Frühstück gibt. Bemüht trudeln die Leute nach und nach im Wagen ein und greifen zu Tee und Hirse.

Im Unterwegs-Sein beheimatet heißt der Titel des nächsten KünstlerInnengesprächs. Vierundzwanzig Leute haben sich im Wagen eingefunden, Kathrin stapelt sie pragmatisch. Auf dem Ofen sitzt ein Kind, auf dem Bett eine zweite Reihe ZuhörerInnen. Heute erzählt sie als Kunstnomadin über Aufbruch und Ankommen, vom Unterwegssein im Wagen und von ihren Reisen ins Ausland, die sie gewöhnlich allein im Winter unternimmt. Reisen mit der Bahn, zu Fuß mit dem Rucksack oder mit dem Fahrrad mit ihrem pensionierten Hund Alexej im Anhänger.

„Mein absolutes Vorbild ist ja Dervla Murphy, die mit dreißig losgereist ist und mit dem Fahrrad von Irland bis nach Indien geradelt ist, einfach so und abenteuerlichst durch Länder und Gebirge. Und sie hatte dabei 100 Malaria-Tabletten, 500 Trinkwasser-Desinfektionstabletten, eine Thermoskanne, dicke Handschuhe, eine dicke Mütze und sonst nichts. Und ihr Ausspruch ist: ‚Je länger man reist, desto weniger braucht man.‘ Und das kann ich nur bestätigen, weil je länger man reist, desto mehr merkt man: O Gott, ist das schwer! Das brauch ich ja eigentlich gar nicht!

Und man findet auch alles. Und das ist etwas, was ich Ihnen mitgeben möchte als Reisende. Ich kenn diese Angst total gut und die kommt auch immer wieder, wenn ich losreise: Oh!!! Wohin bloß? Und wie mach ich das bloß? Und hoffentlich find ich Wasser und hoffentlich hab ich etwas zu essen!

Die legt sich aber ganz schnell, wenn man losgereist ist. Dann merkt man: Wir leben

eigentlich in einer Überfülle. Man denkt immer, man muss alles dabei haben; ein Zelt und Essen und nen dicken Pulli, aber ich krieg ganz viel geschenkt oder es findet sich dann immer irgendwas. Also mir kommt ganz viel Gastfreundschaft entgegen und ich kann ja auch, merk ich, selber ganz viel geben und da is ganz viel Fülle da, wenn wir uns auf Reisen begeben.

Also die Ängste entstehen oft, wenn man zulange wo ist. Da denkt man immer, man muss alles selber haben und selber machen. Und wenn man dann losgereist ist, dann merkt man: Da kommt eigentlich ganz viel. Und so ergeben sich für mich auch die Wege und Ziele. Also ich reise nicht mit Reiseführer, meistens schaue ich einfach vor Ort oder kenne irgend jemanden und der hat nen Tipp oder der kennt dann wieder jemanden.

Als ich in China war, das war zum Beispiel ganz schön. Ich hab da so einen Künstler kennengelernt und dann hat der gesagt: ‚Ja, du musst einen Tee trinken mit einem Wasser von diesem Berg. Und ich hab da auch ein Atelier und da kannst du auf diesen Berg steigen und dort holst du das Wasser und dann machst du den Tee. Das musst du!‘

Und dann hab ich einen Zettel von ihm mitbekommen und dann hat er an seinen Assistenten, der in seinem Atelier am Fuß dieses Berges lebt, einen Brief geschrieben. Und dann bin ich mit diesem Brief los und dann kam ich nachts in so nem Dorf an und dann hat mich ein Mann mit so einer Fahrradrikscha vor so ein kleines Haus gefahren zur Mitternacht und dann haben wir dann geläutet und dann kam so ein Mann raus und dann hab ich durch diesen Zaun so den Brief vorgehalten und dann hat er diesen Brief durchgelesen von seinem Kunstprofessor. Und da stand wahrscheinlich so drin: Da kommt jetzt eine Künstlerin und die nimmst du bitte gerne auf.

Und dann hat er mich reingeführt und da war dann so ein Atelierraum und dann hat er sein Bett gehabt und neben sich dann mir so ein Bett gemacht. Und da hab ich dann geschlafen. Und dann hat er mich morgens aufgeweckt und dann sind wir essen gegangen, also der hat mich dann auch versorgt. Und dann bin ich wirklich

auch diesen Berg hochgestiegen und hab dann dieses Wasser gesucht. So was entsteht dann auf Reisen und so das will ich nur mitgeben: So was passiert Ihnen allen auch.“

„Und was hat dich verändert? Welche Fähigkeiten hast du beim Reisen erworben, die zum Reisen nötig sind?“, fragt eine Anwesende.

„Die Offenheit und die Unvoreingenommenheit. Also dieses selber alles ablegen: Wenn der so und so ausschaut, ist der bestimmt so und so.

Immer offen sein und auf die Leute zugehen und erzählen. Diese Fähigkeit üb ich eigentlich jeden Tag. Von mir erzählen und um Wasser bitten und nicht entmutigt werden. Weil, es passiert ja ganz oft, das die so sagen: ‚Nee. Wir geben Ihnen kein Wasser. Wer sind denn Sie?‘

Neulich zum Beispiel: Ich hab leider sehr oft Migräne und dann hab ich ja keinen Kühlschrank. Und dann bin ich in ein Restaurant reingegangen und hab so gesagt: ‚O, ich hab so Kopfweg, kann ich nicht ein paar Eiswürfel haben von ihnen?‘ Und dann hatt er gesagt: ‚Nee.‘ Es war aber wirklich im Umkreis das einzige Ding. ‚Es tut mir leid oder haben Sie vielleicht kaltes Wasser?‘ Und dann hat er gesagt: ‚Einen können sie haben.‘ Und dann hatt er mir einen Eiswürfel über die Bar rüber geschoben. Also solche Ecken gibt es auch.

Oder dann gibt es solche Ecken, da haben sie dann abends ne Tüte mit Essen an den Wagen gehängt und haben gesagt: ‚Kommen Sie gerne zum Duschen bei uns vorbei.‘ Also es sind ja ganz große Pole, in denen ich jeden Tag so leb. Und sich nicht selber dabei verunsichern zu lassen ist wichtig. Also, weil ich bin ja selbst auch eine sehr Reflektierte und bin sehr selbstkritisch. Und irgendwann komm ich natürlich auch auf den Punkt: Och, was mach ich denn eigentlich? Soll ich nicht?

Und dann is noch so ne Krisenzeit und alle haben Sorgen und ich hab auch noch Sorgen. Und wenns dann schwierig ist, dann ruft meine Mutter an und sagt so: ‚Ach Kathrin, kannst du nich ma ein Zimmer mieten?!‘ Also dieses Zimmermieten – als wenn dann alle Probleme weg wären! Dieses Zimmermieten scheint dann immer als die Lösung an sich. Das ist also ganz wichtig, dann trotz dieser Extreme oder dem,

was ich erleb, noch die Ruhe zu haben, diesen Weg weiterzugehen, als Reisende oder als Künstlerin. Und das viele Reisen hat mir eigentlich auch die Gewissheit gegeben, dass an jedem Ort, wo ich hingeh, auch vieles neu entsteht. Ich muss ja auch ganz viel verlassen und dann ist es natürlich erstmal ne schwierige Phase, wenn ich irgendwo wieder ankomm und Neues aufbaue.

Aber es entspricht auch dem, wie ich bin, weil ich verändere mich ja und die Welt verändert sich auch. Also gehe ich auch mit meinen eigenen Veränderungen mit und gebe denen Raum an einem anderen Ort, der neue Herausforderungen für mich birgt und neue Verantwortungen.“

Nach einer dreiviertel Stunde Gespräch entknotet sich das Menschenknäuel langsam. Eine Frau gibt Kathrin ergriffen die Hand: „Auch danke, dass Sie das machen. Es gibt ja so viele Menschen, die den Traum haben und das nicht machen. Aber sie leben das so ein bisschen mit für uns.“ Sie lädt Kathrin zu sich ein, Kathrin notiert sich Namen, Telefonnummer und Adresse der Besucherin und räumt nach deren Gehen das Geschirr weg.

Zwei Männer laufen über den Platz, werfen einen kurzen Blick in den Ausstellungswagen und einen langen ins Küchenzelt, dessen Eingang bis auf einen Spalt zugezogen ist. Kathrin, die gerade abspült, zeigt sich von der Beobachtung ungestört. „Die Grenzen meines privaten Bereichs sind wie eine Hülle, dünn, beweglich und offen für unbekannte Besucherinnen“, schreibt sie 2007 im Beitrag *Steppe in der Stadt* auf einer Internetplattform für Kunst und Kritik. Sie erläutert:

„Die Trennung von privatem und öffentlichem Raum ist etwas, was sozusagen nicht existiert. Der private Raum ist sozusagen nur der Körper. Und darüber hinaus beginnt dann schon der öffentliche Raum. Ich stehe ja auch ganz viel an der Straße und wenn jemand klopft, dann steht er auch ganz schnell bei mir im Wagen. Oder wenn ich morgens aus der Tür raus gehe, dann bin ich schon so eine halb öffentliche Person, da muss dann alles angezogen sein. Dieses Bewusstsein, ich bin so halb öffentlich, das ist mein Alltag. Wenn ich meinen Teppich ausschüttele, dann gucken andere: Was macht denn die da? Oder sie schauen, was aus meinem Abwasser rauskommt.“

Nachdem Kathrin am Abend ihre Reiseordner eingeräumt hat, kommt sie in den Wagen, in dem sich schon mehrere KünstlerInnen eingefunden haben. Eine weitere Reisende hat sich dazugesellt, sie wird in den nächsten Tagen vor Publikum ein Gespräch mit Kathrin führen und ihr mobiles Bestattungsunternehmen vorstellen. Kathrin spricht in die Runde:

„Ich hab gerade festgestellt, dass mir Geld gestohlen wurde, draußen aus der Spendenbox. Ist jetzt nicht schlimm, mir gehts jetzt nicht ums Geld, ich sag euch das nur, damit ihr ein bisschen vorsichtig seid. Ich dachte, das muss man hier nicht sein, ich hatte einfach die Spendenbox über Nacht draußen stehen gelassen und da hat sich wohl jemand bedient.“

Die anderen sind schockiert und regen sich im Gegensatz zu Kathrin, die ganz ausgeglichen scheint, auf. „Wer macht denn so was?! Das gibts ja nicht! Was hast du denn dann überhaupt verdient? Du hast doch keine Bilder verkauft, oder? Und wie viel war da drin?“ – „Das weiß ich gar nicht, ich hab ja seit zwei Tagen nicht mehr reingeschaut.“ Emmy weiß Rat: „Weißt du was, bei unserer nächsten Vorstellung nehmen wir deine Bilder einfach mit rein in die Manege und Micha zeigt sie dann und dann versteigern wir sie. Und niemand verlässt das Zelt, bis wir nicht alle verkauft haben.“ Kathrin lacht schallend. Später versucht Emmy noch, Kathrin einen Geldschein zuzustecken. Sie lehnt entschieden ab: „Das gibts doch nicht! Die, die am wenigsten haben, wollen am meisten geben. Das lass mal schön stecken! Das könnt ihr selbst gebrauchen!“ Statt das Geld anzunehmen, kramt sie für Emmy eine Jacke hervor, die sie selbst nicht mehr trägt und schenkt sie ihr.

Der Wagen lehrt sich vor Mitternacht, wird zum Übernachtungsplatz, am nächsten Morgen zum Esszimmer und mittags zum Vortragsraum. Mit *Sich aufmachen – Reisende Frauen und Künstlerinnen aus drei Jahrhunderten* ist das Gespräch, das Kathrin gestaltet, angekündigt. Wieder sammeln sich zahlreiche Interessierte vor der Tür und schauen ins Wageninnere. „Kommen Sie rein, kommen Sie rein!“, winkt Kathrin.

„Machen Sie es sich bequem! Es gibt Kräutertee und Kakaoschalentee. Will vielleicht jemand? Hier gibt es Becher. Schön, dass sie alle hier sind. Ich bin Kathrin, die Kunstnomadin...“